

Aus der Zeit gefallen.....

**Eine Sammlung aller
in den Jahren 2001-2018 als
„(Un)Zeitgemäße Betrachtungen“
im Corps-Magazin erschienenen
Glossen
nebst ausgewählten Leserbriefen**

**von
Philipp W. Fabry**

**Wachtberg
2021**

ISBN 978-3-948899-02-8

Die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Dr. Philipp W. Fabry.

Alle Rechte einschließlich des Rechtes zur auszugsweisen Veröffentlichung einzelner Teile und des Rechtes zur Herstellung fotomechanischer oder elektronischer Kopien liegen beim Copyrighteigner.

Umwelthinweis:

Diese Veröffentlichung wurde auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem Papier gedruckt.

Gesamtherstellung:

D. & L. Koch Verlag
Ölbergstr. 10, 53343 Wachtberg
Deutschland
www.dlkoch-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	9
Vorwort.....	11
Deutschland und seine Bürger	13
Charakter ist nur Eigensinn.....	13
Vox Populi – Vox Dei?.....	14
Wahn und Wirklichkeit	15
Wählerschelte.....	17
„Die im Dunkeln sieht man nicht“.....	18
Nie sollst Du mich befragen!	20
Der Adler dient als Wappentier	21
Rheingold.....	22
Der späte Triumph der „Schwarzen Magie“	24
Streitkultur?.....	26
Der Albtraum des Jean Jacques Rousseau	27
Universalgenies?	29
Sozialstaat und Gesellschaft	31
„Viel Lärm um nichts“. Gewaltprävention nach Erfurt	31
Von Herren und Knechten und der „Sozialen Gerechtigkeit“	32
Der Froschkönig hätte heute keine Chance.....	34
Barmherzigkeit fängt zu Hause an	35
Tol(l)eranz.....	37
Die Karawane zieht weiter.....	38
„O Mutter, halt dein Kindlein warm ...“	40
„Suum cuique“	41
Gender Mainstream.....	44
Gefechtsfeld Sprache	44
Das Neutrum an die Quotenfront!.....	45
Gefahr! Vermintes Gelände!	47
Bildungspolitik: Ausbildung statt Bildung.....	49
PISA – und was lernen wir daraus?	49
Schöne neue Welt des Klonens	50
Der Bachelor wird’s richten!.....	52
Von Pisa nach Utopia	53
„Setzen! Mangelhaft!“	54
So krümmt die Häkchen!	56
Heiße Luft nebst Mogelpackung.....	57
Exzellenzinitiativen.....	59

Blick über die Grenzen: Krisen und Kriege.....	61
Befreiungskriege zu Beginn des neuen Jahrtausends	61
Zu Gast bei Freunden?	62
Herren der Meere, Herren der Welt?	64
Schrille Töne im Wunschkonzert.....	65
Tiefe Gefühle	67
Asylanten und Migranten.....	69
Zugvögel und Sturmvögel.....	69
Rütlischwur	70
Gut gemeint!	72
Ein Migrant mehr.....	73
Schleierhaft	75
Die Europäische Union.....	77
Quo vadis, Europa?.....	77
Grenzenloses Wohlbehagen?	78
Frühlingsgefühle	80
Der Mensch und seine Umwelt.....	82
Die Wiederkehr der Wahrsager	82
„Brot für die Welt“? Das war gestern!	83
Eine kleine Eiszeit gefällig?.....	85
„Von Apoll geschlagen...“	86
Vergangenheitsbewältigung	89
Ahnen entsöhnen zum Nulltarif.....	89
Schilderstürmer	90
Herr über Raum und Zeit	92
„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt...“	94
Muttersprache	96
Alles nur Schall und Rauch?.....	96
Spießt alle auf!	97
Mutter Sprache ist beleidigt.....	99
Postagenturen im Totenreich.....	100
Dekadenzalarm im Plattenbau?.....	102
„Trojaner“ unterm „Rettungsschirm“?.....	103
Kaiser Augustus – auferstanden aus Ruinen?	105
Gelinkt!	107
Macht ohne Mandat: Political Correctness.....	109
Affenzirkus.....	109
Mo(h)ritaten	110
Cosi fan tutte.....	112
Der Herrgott zürnt – kein Alpha und kein Omega!.....	113

Leserbriefe	116
Zu einzelnen Glossen	116
Zu: „Befreiungskriege“	116
Zu: „Der Bachelor wird’s richten“	116
Zu: „Von Herren und Knechten und der Sozialen Gerechtigkeit“	117
Zu: „Froschkönig“	119
Zu: „Nie sollst Du mich befragen“	119
Zu: „Zu Gast bei Freunden“	122
Zu: „Rheingold“	123
Zu: „Von Apoll geschlagen...“	124
Zu: „O Mutter, halt Dein Kindlein warm...“	124
Zu: „Der späte Triumph der schwarzen Magie“	125
Zu: „Gefahr! Vermintes Gelände!“	125
Zu: „Mo(h)ritaten“	127
Zu: „Tiefe Gefühle“	127
Zu: „Grenzenloses Wohlbehagen“	128
Zu: „Kaiser Augustus – auferstanden aus Ruinen?“	129
Zu: „Frühlingsgefühle“	130
Zu: „Ein Migrant mehr“	133
Zu: „Streitkultur“	135
Zu: „Herr über Raum und Zeit“	136
Zu: „Der Albtraum des Jean Jacques Rousseau“	137
Zu: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“	138
Zu: „Suum cuique“	138
Zu: „Universalgenies?“	139
Allgemein	140
Redaktionsnotiz	149
Nachwort der Herausgeber	151

Zum Geleit

Als junger Aktiver meines zweiten Corps Rhenania Bonn nahm ich 1974 an einem Kommers in Köln teil, der auch vom damaligen 1. Vorsitzenden des VAC, Fabry Hassiae, Thuringiae Jena besucht wurde. Bewundernd schauten wir jungen Aktiven zu dem großmächtigen Vorsitzenden auf, der später sogar einige beachtenswerte Worte an den Unterzeichner richtete. Seither habe ich eine Hochachtung vor dem Verfasser dieses Buches behalten und hätte mir nie träumen lassen, als ein später Nachfolger in Amt des VAC-Vorsitzenden ein Geleitwort zu seinem Buch beisteuern zu dürfen.

Fabrys Glossen, die er zwischen 2001 und 2018 als „(Un)Zeitgemäße Betrachtungen“ im heutigen Magazin CORPS ausdauernd schrieb, haben immer viele Leser interessiert und wohl nicht wenige geärgert. Auch wenn eine Persönlichkeit dieses beachtlichen Zuschnitts nicht ganz frei von Selbstgefühl sein mag, war ihm doch immer die inhaltliche Auseinandersetzung mit seinen geschliffenen und spitzen Betrachtungen wichtiger als leichter Beifall.

Der Autor Dr. phil. Philipp W. Fabry wurde am 14. Oktober 1927 in Speicher in der Eifel geboren und hat noch am Krieg teilgenommen, war in englischer Gefangenschaft und hat 1847 in Trier das französische Zentralabitur – vermutlich sehr erfolgreich – abgelegt. 1950 wurde er bei Hassia in Mainz aktiv und 1952 bei Thuringia Jena damals in Hamburg. Von 1972 bis 1976 war er 1. Vorsitzender des VAC und damit der erste aus der Nachkriegs Generation, was sicher von den Altvorderen nicht nur freundlich begleitet wurde. Von 1994 bis 2007 hat er sich als Vorsitzender des Stifterverbandes für die Klinggräf-Medaille verdient gemacht, die ein Aushängeschild für die Verdienste unserer jungen, besonders erfolgreichen Corpsstudenten ist. Von 2001 bis 2018 hat er die ihm eigenen Betrachtungen anhaltend lange verfaßt, was allein schon im Hinblick auf sein Lebensalter beachtlich ist. Zweimal wurde er mit der Silberschale des VAC und auch mit der Wachenburg-Medaille ausgezeichnet.

Auch beruflich war er sehr erfolgreich. Seine Karriere im Auslandsschuldienst begann an der Deutschen Schule in Barcelona (1962-1967). Nach seiner Beförderung zum Oberstudiendirektor ging er 1975 nach Teheran als Schulleiter der Deutschen Schule (2000 Schüler), die in den Wirren der Islamischen Revolution unterging, in einer Zeit, in der Schah Pahlewi stürzte und die Ayatollahs die Macht übernahmen. Glücklicherweise kam niemand zu Schaden. Fabry hartete auf Wunsch der Deutschen Botschaft weitere vier Jahre im Lande aus, bemühten sich um die Rückerstattung beschlagnahmter deutscher Vermögenswerte und gründete ein Botschaftsschule. 1983 kehrte er ins Saarland zurück. Für sein Ausharren und seine Verdienste in dieser Phase erhielt er 1984 das Bundesverdienst-

kreuz 1. Klasse. Bald darauf krönte er seine berufliche Laufbahn mit der Leitung der größten deutschen Auslandsschule, des „Colegio Alemann Alexander von Humboldt“ in Mexico-City.

Seine Erfahrungen im mittleren Osten – in Iran, Afghanistan und in den Golfstaaten – hat er im Jahr 2017 in einem lesenswerten, spannenden Abenteuerroman „Diamantenjagd: Auf der Suche nach den Kronjuwelen des Schah“ verarbeitet, der im D. & L. Koch Verlag erschienen ist.

Fabry hat eine Reihe von Büchern publiziert und war langjähriger freier Mitarbeiter von Zeitungen, Zeitschriften, des „Deutschlandfunks“ und der „Deutschen Welle“. Als promovierter Historiker und Germanist ist er nicht nur ein Meister des Wortes, sondern mit der ihm eigenen urkonservativen Haltung zugleich ein sehr kritischer Beobachter des Zeitgeschehens. Im Jahr 1972 verlas F. J. Strauß im deutschen Bundestag während der Debatte über die Ostverträge eine lange Passage aus Fabrys aktuellem Buch, um seine Ablehnung der Verträge zu untermauern und nannte dabei den Namen des Autors. Dies führte auch in Corpskreisen zu heftigen Diskussionen.

Entsprechende Auseinandersetzungen lösten auch seine Glossen aus, die er mit Humor und Witz, teils aber auch mit bissiger Satire, jedenfalls immer in scharf geschliffenen Worten verfasste. Er hat niemandem nach dem Munde geredet und sicher auch manche ärgerlichen Briefe erhalten. Ihm war es aber wichtig, seine Leser zum Nachdenken anzuregen.

Auch in seinen Corps hat er sich immer wieder engagiert und zu Wort gemeldet. Er bleibt ein bedeutender und einflußreicher Corpsstudent. So nimmt es kein Wunder, dass der Ruf und Wunsch nach einer Sammlung der über viele Jahre publizierten Glossen laut wurde. Unverändert liest sie der nicht mehr junge Nachfolger mit – gelegentlich distanzierterem – Vergnügen und wünscht dem Buch viele aufmerksame Leser, dem Verfasser noch viele erfüllte Jahre.

Ernst Brenning II Normanniae Berlin, Rhenaniae Bonn
1. Vorsitzender des VAC Berlin 2020-2024

„Aus der Zeit gefallen...“
Deutsche Befindlichkeiten im Glossenspiegel
Die (Un)Zeitgemäßen Betrachtungen
und was die Leser von ihnen hielten

Vorwort

Die in diesem Band gesammelten Glossen sind unter dem Titel „(Un)Zeitgemäße Betrachtungen“¹ im Magazin „CORPS“ vom März 2001 bis zum Februar 2018 erschienen. Etwas Vergleichbares hatte es bis dahin in dieser Zeitschrift nicht gegeben. Dass sich die Herausgeber, die Corpsverbände, und der damalige Chefredakteur Michael Schur Cherusciae, Joanneae entschlossen, sie regelmäßig zu veröffentlichen, war – wieder einmal – der im Leserkreis des Blattes verbreiteten Klage darüber geschuldet, dass es, kurz gesagt, „Nabelschau“ betreibe. Denn nur selten erschienen Beiträge, die nicht von Studentenverbindungen und deren Mitgliedern handelten. Es war ein schwacher Trost, dass die Zeitschriften anderer studentischer Verbände mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Warum entschieden sich Herausgeber und Redaktion aber ausgerechnet für die literarische Gattung, welche die Poetik unter der Bezeichnung „Glosse“ kennt? Weil diese schon seit der Antike über Stilmittel verfügt, die den Leser fesseln. Der knappe Raum, der ihr zur Verfügung steht, zwingt zur gedanklichen Präzision und Verdichtung, Redundanz ist ihr Todfeind; vor Übertreibungen und ätzender Kritik hingegen schreckt sie, um den Leser zu reizen, nicht zurück. Kompromisse duldet die Glosse nicht, denn ihr Ziel ist die Polarisierung. Im Idealfall bleibt nach der Lektüre ein gespaltenes Publikum zurück, das sich in Leserbriefen „beharkt“.

Dazu kam es, wie einige der abgedruckten Leserbriefe zeigen, auch im Magazin CORPS. Sie stellen nur eine kleine Auswahl aus zahlreichen Mails und Briefen dar, welche den Autor und die Redaktion erreichten. Darunter befinden sich, bedauerlicherweise, auch einige, auf die der Verfasser hätte verzichten können.

Und der Glossenschreiber? Er fand sich schneller, als man angesichts der ungewöhnlichen, recht kniffligen Aufgabe hätte erwarten können. Chefredakteur Schur hatte, ehe er den Herausgebern den Vorschlag machte, im Magazin regelmäßig Glossen zu veröffentlichen, mit mir gesprochen. Ich war damals Vor-

1 Die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ Friedrich Nietzsches, an die der etwas geänderte Titel erinnern soll, gelten als herausragendes Beispiel schonungsloser Zeitkritik. Sie erschienen zwischen 1873 und 1876 .

sitzender des „Stiftersvereins Alter Corpsstudenten“, war früher Vorsitzender des VAC-Vorstands gewesen und hatte einen gewissen Bekanntheitsgrad als Redner auf Stiftungsfesten und Kongressen erlangt.¹ So war er auf mich aufmerksam geworden! Schur kannte auch einige meiner Bücher und wußte, daß ich lange Jahre für den „Deutschlandfunk“ und die „Deutsche Welle“ sowie für die historische Zeitschrift „Damals“ tätig gewesen war. Aber Glossen hatte ich nie geschrieben, und so machte ich mich denn nicht ohne Bedenken ans Werk. Chefredakteur Schur stand mir stets zur Seite, und das galt ganz besonders auch für seinen Nachfolger Holger Schwill Alemanniae Kiel, Borussiae Halle.

Über neunzehn Jahre erschienen die „(Un)Zeitgemäßen Betrachtungen“ im Magazin, dann fielen sie einer Umgestaltung der Zeitschrift zum Opfer. Für mich war diese Zeit ein wesentlicher Abschnitt in meinem Leben. Ich möchte das, was ich in diesen Jahren niederschrieb und erlebte, in der Erinnerung nicht missen.

Und welche Position vertritt der Autor? Das kann der Leser schon dem Titel entnehmen! Wenn es dann noch Zweifel geben sollte, so verschwinden sie nach der Lektüre der ersten Glossen schnell. Der Verfasser ist offensichtlich der Meinung, dass es, dem Zeitgeist zum Trotz, immer noch Vorbilder, Prinzipien und Verhaltensweisen gibt, die Corpsstudenten einst hochhielten und jungen Männern, nicht nur Corpsstudenten, auch heute noch wohl anstehen. Auch ob belächelten Tugenden wird der Leser begegnen. Der berühmte Historiker Leopold von Ranke schreibt zwar: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott“. Dass es unsinnig oder gar schädlich sei, Bewährtes beizubehalten, behauptet er nicht. Das mag genügen!

Dr. Philipp W. Fabry Hassiae Gießen, Thuringiae Jena

1 Über Fabrys berufliches und corpsstudentisches Wirken gibt seine Biographie in der Wikipedia Auskunft: https://de.wikipedia.org/wiki/Philipp_W._Fabry

(Un)Zeitgemäße Betrachtungen nach Themenkreisen

Deutschland und seine Bürger

Charakter ist nur Eigensinn

CORPS-Magazin, Nr. 3/2001, S. 38

„Jeder kann grundsätzlich mit jedem.“ Das soll Bismarck im Jahre 1878 zu einem prominenten Nationalliberalen gesagt haben, der sich darüber aufregte, daß der Reichskanzler mit Windthorst, dem Führer der katholischen Zentrumsparterie, wegen einer Zusammenarbeit verhandelte. Kurz vorher hatte der Kanzler nämlich deren Wähler noch als „Reichsfeinde“ tituliert und beim sogenannten „Kulturkampf“ gegen die „Ultramontanen“ zu höchst unfeinen Mitteln gegriffen. Aber siehe da – die scheinbaren Todfeinde fanden zusammen, und dieser Pragmatismus trug Früchte, in erster Linie bei der Sozialgesetzgebung. Davon zehren wir heute noch.

Soweit, so gut. Das Problem liegt aber anderswo. Es ging auch schon damals nicht darum, ob jeder mit jedem *könne*, sondern darum, ob jeder mit jedem *dürfe*, ob also der Zweck die Mittel heilige. Immerhin: 1878 gab es eine gemeinsame Plattform, auf der Reichskanzler und Zentrumsführung sich die Hände reichen konnten. Es ging um das Zusammenwachsen der Menschen im jungen deutschen Nationalstaat und um deren und dessen Wohlergehen.

In Berlin, damals wie heute Hauptstadt Deutschlands, verbünden sich im Sommer 2001 wieder Politiker und Parteien, die sich vor kurzem noch spinnefeind waren oder wenigstens so taten, als wären sie es. Schließlich steht die PDS in der direkten Nachfolge der SED, und sie bekennt sich auch dazu. Was diese aber den Menschen in der früheren DDR und im Endergebnis ganz Deutschland angetan hat, ist bekannt. Vor allem aber: Diese erkommunistische – von in der Sowjetunion geschulten Funktionären auf Stalins Befehl den verzweifelten Menschen in den ehemals deutschen Kernlanden aufoktroyierte – Partei hat Ströme von Blut zu verantworten. Da können noch so lautstarke Entschuldigungen und Krokodilstränen für in der DDR begangenes Unrecht von Gysi und Genossen nichts helfen, den Ludergeruch wird die PDS nicht los.

Was, um Himmels Willen, treibt die SPD dazu, sich mit dieser Partei gemein zu machen? Das „nie und nimmer“ der SPD wurde auch deshalb ernst genommen, weil gerade ihre Anhänger in der DDR unter dem kommunistischen Terror besonders gelitten hatten. Sie nimmt es doch sonst mit der politischen Moral so genau. Absprachen mit Republikanern zum Beispiel sind tabu; wer es versucht, ist politisch tot. Aber müßte das nicht auch für Linksaußen gelten?

Warum ist davon keine Rede mehr? Der Historiker von Treitschke wußte schon vor einhundertzwanzig Jahren die Antwort, denn er schrieb: „Die wesentliche Kraft der Parteiung ist heute noch wie vor Jahrtausenden nicht das Bekenntnis, sondern der Drang nach Herrschaft.“ Es geht also um die Macht - in Berlin, ja in ganz Deutschland; Gesinnung, Überzeugung sind bei diesem Poker nur hinderlich. Und so träufelt denn das Leichengift der verwesenen DDR durch zahlreiche Kanülen in die deutsche Hauptstadt und von dort aus in die Republik.

Ist das gut so? Ich glaube nicht. Wer blauäugig darauf verweist, daß der Wähler ja Alternativen habe, daß er mit seinem Votum einen rot-rot-grünen Senat verhindern könne, dem sei geraten, sich die anderen Protagonisten einmal genauer anzusehen. Dann wird er schnell merken, daß diese sich ebenfalls wenig um die Prinzipien scheren, die - noch - in ihren Programmen verankert sind. Das der FDP strotzt vor Unverbindlichkeit, aber auch die CDU singt das „hohe C“ schon lange nicht mehr, und wenn sich ihre Repräsentanten nicht gerade streiten, dann sind sie damit beschäftigt, den Zeitgeist zu ergründen, um sich ihm schleunigst anzupassen. Charakter, dieses Fazit muß man ziehen, ist wohl doch nur Eigensinn!

Vox Populi – Vox Dei?

CORPS-Magazin, Nr. 4/2001, S. 34

„Ein Gespenst geht um in Europa...“ – nein, lieber Kenner des Marxschen Manifestes von 1848, keine Sorge. Vom Gespenst des Kommunismus wird hier nicht die Rede sein. Das flattert zur Zeit verstört um den Müllhaufen der Geschichte und grübelt immer noch, wie es möglich war, daß es gewissermaßen über Nacht an diesen unwirtlichen Ort verbannt wurde.

Heute geistert ein anderes Phantom im europäischen Haus herum – der „Populismus“. Dieser Poltergeist soll zum ersten Mal in den österreichischen Gemächern gesichtet worden sein, als er einem Politiker, der kräftig austeilte, allerlei „politisch Unkorrektes“ in die Ohren blies. Dann tauchte er in Italien auf, fand auch hier ein Sprachrohr und verwirrte, obwohl unablässig vor ihm gewarnt wurde, zahlreiche Wähler. Anschließend entschwand das Gespenst nach Berlin, aber da war nichts los. Dann jedoch las der frustrierte Geist in der Tagespresse, daß in Hamburg gewählt werde, und er schwebte dorthin. Seitdem fühlt er sich, da die Medien sich mit Warnungen vor dem „Populismus“ förmlich überschlagen, so recht in seinem Element.

Nun könnte man, achselzuckend, geneigt sein, den „Populismus“ nebst Adjektiv, Personifizierung und besonders abschreckender Gestalt („Rechtspopulismus“) in jener geräumigen Schublade unterzubringen, in der die anderen Worthülsen, ohne die heute kaum noch ein Politiker oder ein Journalist auskommt,

bereits länger lagern. Wohltönende, semantisch aber völlig ausgehöhlte Metaphern und Wendungen finden sich hier zuhauf. Da werden „Roß und Reiter genannt“, da wird „Flagge gezeigt“, da werden „Zeichen gesetzt“, da wird „die Luftthoheit über den Stammtischen erobert“ und da wird „auf den Prüfstand gestellt“, daß es seine Art hat. Da geht man „davon aus“, da „macht etwas Sinn“, da gerät man „unter Druck“, da wird „vor etwas gewarnt“, vieles ist „nicht absehbar“ oder „nicht nachvollziehbar“. Diese Blütenlese mag genügen, der Genius der Sprache ringt die Hände. Da diese Klischees aber den großen Vorzug haben, Schreiber und Redner der Mühe zu entheben, für Sachverhalte selbst den angemessenen Ausdruck zu finden, werden wir mit ihnen leben müssen.

Aber „Populismus“? Diesen Begriff jenen Sprechblasen zuzuordnen, von denen eben die Rede war, wäre leichtfertig. Denn hinter ihm verbirgt sich eine Arroganz, die die Bürger, welche die demokratische Staatsform ernst nehmen, alarmieren müßte. Dem Fremdwort liegt nämlich das lateinische Wort „populus“ zugrunde, und das heißt in deutscher Übersetzung „Volk“. Ein „Populist“, das ist zwingend, ist also ein Mensch, der das ausspricht, was das Volk denkt, und „populistisch“ ist eine Aussage folglich dann, wenn sie mit allgemeiner Zustimmung rechnen kann. Das Volk aber, so steht es im Grundgesetz, ist in einer Demokratie der Souverän; „alle Gewalt“, so heißt es, „geht von ihm aus.“ Wer also vor dem „Populismus“ warnt, der rüttelt an den Grundfesten unserer Verfassung,

Oder anders: Der „beschränkte Untertanenverstand“ aus dem Vormärz 1848 feiert heute fröhliche Urständ; aber diesmal wird er nicht vom Obrigkeitsstaat abqualifiziert. Das erledigen öffentlich agierende oder kommentierende Personen, die sich anmaßen, zu entscheiden, welche Meinung politisch korrekt ist. Alles andere muß man dem Volk, unreif wie es ist, vorenthalten. In Abwandlung eines kleinen Verses aus dem Revolutionsjahr 1848 könnte man also sagen: „Und *der* Wähler nur ist gut / welcher auf uns hören tut“. Ein solches Verhalten sollte man aber denen, die den „Populismus“ als Schreckgespenst an die Wand malen, nicht einfach durchgehen lassen. Denn sonst – auch das hatten wir im 19. Jahrhundert schon einmal – wird aus der „Vox Dei“ – siehe oben! – das andere Extrem, das zu zitieren ich mir hier erspare.

Wahn und Wirklichkeit

CORPS-Magazin, Nr. 2/2202, S. 26

Nach Schopenhauer taugt keiner zum Denker, den nicht manchmal in hellwachem Zustand das Gefühl beschleicht, er träume. Hat er recht, dann werden wir Deutsche bald ein Volk von Philosophen sein. Zum Realitätsschwund trägt wesentlich bei, daß viele Begriffe Sachverhalte vorgaukeln, die nicht gegeben sind.

Das Verteidigungsministerium? Es führt Krieg am Hindukusch. Die Ökosteuer? Sie soll die Altersrente sichern. Die „Bundesanstalt für Arbeit“ kümmert sich nicht um die Arbeitslosen, sondern um ihre Mitarbeiter. Die Spende, einst ein karitativer Akt, bereichert den Gebenden oder korrumpiert seine Freunde. Auch im ethischen Bereich läßt sich Etikettenschwindel diagnostizieren. Wenn der Tierschutz, wie geplant, demnächst in das Grundgesetz aufgenommen wird, wird das Lamm gewiß freudig blökend dem Schächter seinen Hals darbieten, und gerührt wird der Wanderer vor den riesigen Scheiterhaufen stehen, auf denen gekeulte Herden verkohlen. Denn beide wissen oder ahnen ja, daß Karlsruhe streng darüber wacht, daß der Kreatur kein Leid geschieht.

Auch die Wissenschaftler, die uns in ferner Zukunft nachspüren, werden Probleme haben, Schein und Wirklichkeit zu trennen. Ist der „Ötzi“, den sie dem ewigen Eis entreißen werden, ein Original? Oder wurde er geklont? Und man wird Archäologen vor vergilbten Filmen grübeln sehen: Sind die Flugzeuge, die da am Himmel Formationsflug üben, wirklich geflogen? Oder ist das nur eine Computersimulation? Die Armen müssen, genau wie wir, mit Rustan in Grillparzers Drama „Der Traum – ein Leben“ ausrufen: „Es ist nichts Wirklich's/ Truggestalten, Nachtgebilde ...“

Was ist zu tun? Nichts, so scheint es. Entzieht sich doch ohnehin die Mehrzahl der mündigen Bürger der Realität durch ausgedehnten Konsum des Fernsehprogramms; auf ein paar Nuancen kommt es da nicht mehr an. Oder doch? Mich jedenfalls riß es förmlich hoch, als ich las, daß Politiker und Schriftsteller ernsthaft überlegen, ob man nicht ein Bundesland Brandenburg-Berlin „Preußen“ nennen sollte. Bei allem Verständnis dafür, daß manch einem bei dieser Vorstellung die Augen vor Rührung feucht werden: Mit dem wirklichen Preußen hätte dieses Gebilde nichts zu tun. Denn nach dieser Logik könnte sich etwa Luxemburg als „Heiliges Römisches Reich“ und Ungarn als „Attilas Eurasien“ bezeichnen.

Außerdem aber, und das sollte man den Geschichtsklitterern um die Ohren schlagen, ist Preußen mehr als ein geographischer Begriff. Es ist ein Symbol politischer Kultur. Man mag Preußens Rolle in der Geschichte kontrovers bewerten; fest steht aber: Kein Preußen ohne die Bereitschaft zum Dienen, ohne die Fähigkeit, diesen Dienst selbstverantwortlich zu leisten, ohne den Willen, für den Staat, nicht für sich selbst tätig zu sein. „Suum cuique“ war Preußens Lösung. Sie flackert wie Wetterleuchten in eine Zeit hinein, in der Korruption alltäglich ist und der Neid zur Ideologie stilisiert wird, in der Charakterlosigkeit als Lebensklugheit und die Lösung der Kinder vom Einfluß der Eltern als pädagogisches Patentrezept gefeiert werden, in der Verhöhnung und Verunglimpfung der Großväter Teil des Selbstverständnisses großer politischer Gruppierungen sind.

Berlin-Brandenburg – „Preußen“? Käme es dazu, dann wäre das der Gipfel des Absurden; vor ihm würde alles andere verblassen. Und daher ist es, um Wallensteins Mörder Deveroux in Schillers Drama zu bemühen, wahrhaftig „...Zeit zu lärmen“. Wer heute mit dem Begriff „Preußen“ kokettiert, der will dem preußischen Adler die Federn rupfen und ihn in seinen Käfig sperren, damit ein wenig von dem Glanz, der immer noch von ihm ausgeht, auf die Epigonen falle. Das aber hat Preußen nicht verdient. Lassen wir den Aar weiter dort schweben, wo er schon seit 1918 majestätisch seine Kreise zieht: In der Unsterblichkeit.

Wählerschelte

CORPS-Magazin, Nr. 4/2002, S. 32

Nein, niemand ist mit ihm zufrieden. Die Rede ist vom Souverän der Republik, also vom Wähler. Seit die Bundestagswahl ausgestanden ist, gerät er immer stärker ins Feuer der Kritik. Rotgrün hadert mit ihm, weil er ihnen nur eine knappe Mehrheit verschafft hat, Schwarzgelb eben deswegen. Die Meinungsforscher sind ihm ohnehin gram, weil er ihnen die Prognosen verhagelt hat. Aber am lautesten beklagen sich Politologen über ihn. Wenn der Wähler sein Verhalten nicht ändere, so warnen sie, sei Deutschlands Zukunft gefährdet.

Worüber regen sich die Experten auf? Unberechenbar sei er geworden, der einstmals so verlässliche, biedere Wahlbürger. Statt der Familientradition zu folgen, statt die Kompetenz der Kandidaten zu vergleichen, Parteiprogramme und Wahlplakate zu studieren und politische Talkshows statt Gottschalk in den Mittelpunkt des Familienlebens zu rücken, entscheide er aus dem hohlen Bauch heraus, und das noch im allerletzten Augenblick. Nein, der Wähler von heute sei zutiefst unseriös. Nicht einmal die schönsten Wahlversprechen könnten ihn bei der Stange halten. Es stimmt ja auch: Was ist von einem Hund zu halten, der die ihm vorgehaltene Wurst verschmäht, sein Herrchen beißt und einem Fremden nachläuft?

In der Tat: Die Zahl der Stammwähler der großen Parteien nimmt ab. Die Zeiten, in denen die einen mit dem „Kapital“ unter dem Arm und der Ballonmütze auf dem Kopf hinter roten Fahnen, die anderen umnebelt von Weihrauch, eingekullt von Chorälen und eingestimmt durch eine saftige Predigt zu den Urnen marschierten beziehungsweise pilgerten, sind vorbei. Aber woran liegt das? Was ist in den Wähler gefahren?

Nichts ist in ihn gefahren. Das Gegenteil ist der Fall, denn ihm wird nichts geboten. Beim Werben um das schöne, wenn auch in den Konturen etwas verschwommene Fräulein „neue Mitte“ tragen alle Ritter die gleiche schimmernde Rüstung. Die Persönlichkeitsmerkmale, womöglich gar der Pferdefuß, bleiben

Leserbriefe

Zu einzelnen Glossen¹

Zu: „Befreiungskriege“
(3/2003, s. S. 61)

Meine Freunde und ich waren begeistert von dem Kommentar von Herrn Dr. Fabry zu den „Befreiungskriegen zu Beginn des neuen Jahrhunderts.“ Wir haben selten eine so treffende überzeugend objektive Stellungnahme zu diesem unerfreulichen Ereignis gefunden. Wir sind gespannt wie andere, die durch Nichtteilnahme an diesem unsinnigen Krieg die „Freundschaft“ mit der amerikanischen Regierung gefährdet sehen, darauf reagieren.

R. R.

Die Ausführungen des Herrn Dr. Fabry sind zwar oberflächlich als Glosse, Satire oder eine Art Parabel getarnt bei genauerem Hinsehen beinhalten sie jedoch nichts weiter als plumpen Antiamerikanismus. Aus diesem Grund muss ich ihm hier entschieden widersprechen. Herr Dr. Fabry berichtet von irakischen Bürgern, die eigentlich so gar nicht wüssten, warum sie eigentlich befreit werden mussten. Wenn man die Bilder der Massen bei der Zerstörung der Statuen des Diktators Saddam Hussein sah, kann man da aber durchaus anderer Meinung sein. Ferner gilt diese Annahme von Herrn Dr. Fabry keinesfalls für die 200 000 Irakis, die von dem blutrünstigen Regime verscharrt oder einfach vergast wurden. Diese wären wahrscheinlich doch lieber von den Amerikanern befreit worden, als dieses Schicksal zu erleiden. Wenn der Autor nun letztendlich die Vereinigten Staaten und ihren demokratisch gewählten Präsidenten mit den Kreuzrittern vergleicht, die den Rest der Welt ins finstere Mittelalter führen, so fällt mir dazu nur noch ein, dem Autor zuzurufen: „si tacuisses, philosophus manisses!“

Dr. R. W.

Zu: „Der Bachelor wird's richten“
(4/2003, s. S. 52)

Mit gemischten Gefühlen las ich den oben genannten Artikel in der letzten Ausgabe von CORPS. Sicherlich stellt der Bachelor kein Megawunder dar, doch wird er im Ausland als qualifiziertes Fachstudium angesehen, vergleichbar dem deutschen Fachhochschulabschluss. Und so ganz neu ist der Abschluss ja auch in Deutschland nicht. So weit ich mich erinnere, gibt es ihn in Darmstadt seit Wintersemester 2000/01.

1 Rechtschreibung, Zeichensetzung und Grammatik wurden nicht korrigiert. Kürzungen wurden durch Ellipse (...) gekennzeichnet, Namen wurden durch Initialen anonymisiert. Die Seitenverweise beziehen sich auf die im Vorderteil abgedruckten Glossen.

Sicher ist ein Hochschulstudium an den anerkannten deutschen Universitäten nicht durch einen Bachelor oder Master zu ersetzen, denn meines Erachtens wird man an deutschen Hochschulen mehr im Bereich „Resarch and Development“ ausgebildet und kann jederzeit eine wissenschaftliche Karriere machen. Ähnlich wenn man sich für einen Master of Science oder Master of Philosophy im Ausland entscheidet. Wer nun aber nach einem internationalen Abschluss strebt und dazu den Schwerpunkt auf die Persönlichkeitsentwicklung und nicht auf das Detailwissen legen möchte, ist mit einem Bachelorabschluss gut beraten. Dass man an solch einem Abschluss nicht so leicht Scheitern kann und er gar einfacher ist, bezweifle ich. Das vermittelte Wissen ist nicht weniger sondern meist verschulter aufgearbeitet – ähnlich dem FH-Studium. Es ist sicher für eine spätere wissenschaftliche Laufbahn zu spärlich, doch für einen Posten in der Industrie mehr als ausreichend.

Zum Thema Masterabschluss möchte ich hinzufügen, dass man in Großbritannien in nur einem Jahr seinen Masterabschluss auf den Bachelor draufsetzen kann und das teilweise auch fachfremd. Hier geht es um eine weitere Ausbildung, die einen zusätzlichen Schwerpunkt für die Karriere darstellt. So mache ich nach meinem Bachelor of Engineering nun meinen MBA-Abschluss in zwölf Monaten. Beide Abschlüsse zusammen sind sicher nicht weniger wert als ein Wirtschaftsingenieur mit technischer Fachrichtung an einer deutschen Universität. Und für eine Karriere im Managementbereich ist dieses sicher ausreichend.

Da ich meinen Abschluss in Großbritannien mache, kann ich es nur für gut heißen, dass die internationale englische Sprache Einzug in deutsche Hörsäle hält. Vielleicht müssen wir in Deutschland trennen und die Hochschulen durch verschiedene Abschlüsse dazu anhalten zum einen wissenschaftliche und zum andern industrieorientierte Studienabschlüsse zu schaffen. Sind doch aus eigener Erfahrung einige Fächer entbehrlich für Studenten die sich nicht wissenschaftlich orientieren. Eine Einbindung der Industrie insbesondere um auch die Kassen der Universitäten zu füllen, wäre durchaus erstrebenswert.

V. B.

Zu: „Von Herren und Knechten und der Sozialen Gerechtigkeit“
(1/2005, s. S. 32)

Wenn der Vorsitzende des Stifterverbandes Alter Corpsstudenten in „CORPS“ also quasi „ex cathedra“, einen Artikel über das heute mit Recht im Mittelpunkt stehende Thema der sozialen Gerechtigkeit schreibt, so wird man genau hinsehen und sich damit auseinandersetzen müssen. Herr Dr. Fabry malt ein Schreckensbild, nicht von den sicher in vielerlei Hinsicht beklagenswerten sozialen Ungerechtigkeiten im nationalen und internationalen Bereich sondern von den „roten Theoretikern“, die alles einebnen wollen und deren Ideal die Massenspeisung in der Staatskantine sei. Bei diesem Bild ist das Fazit des Herrn Fabry nicht über-

Nachwort der Herausgeber

Die (Un)Zeitgemäßen Betrachtungen von Philipp Walter Fabry erschienen in „CORPS - Das Magazin“ über 18 lange Jahre. Darin wurden mehr oder weniger brisante oder auch nur auffällige Themen der jeweiligen Zeit aufgegriffen und teils humorvoll, teils sarkastisch kommentiert. Sie waren stets getragen von einer tiefen Sachkenntnis des Historikers Fabry und wurden niedergeschrieben in dem unverwechselbaren Stil des engagierten Germanisten Fabry. Allein die Wortwahl und seine Art zu schreiben, führte viele Leser dazu, ihm ihre Zustimmung zu erklären. Gleichwohl fühlten sich andere Leser, die eine andere Sicht der Dinge bevorzugten, gereizt oder zum Widerspruch aufgerufen. Fabry hat bewusst den Titel „(Un)Zeitgemäße Betrachtungen“ gewählt, um damit zu unterstreichen, wie die Dinge von verschiedenen Seiten - eben nicht dem Zeitgeist entsprechend - beleuchtet werden können. Ein zur Hälfte gefülltes Glas kann nun mal als halb-voll oder als halbleer bezeichnet werden, wobei beide Feststellungen exakt richtig sind. Fabrys Anliegen war es in erster Linie, den Leser zum individuellen Nachdenken über die aufgezeigten Themen und deren Hintergründe aufzurufen. Eine „Stimmungsmache“ im Sinne einer moralisierenden Belehrung, was ihm hin und wieder unterstellt wurde, lag nicht in seiner Absicht. Im Gegenteil, ein unreflektiertes Hinnehmen, ganz gleich von welcher Stelle es kommen sollte, war ihm nicht geheuer.

Seiner erz-konservativen Gesinnung und einer gewissen Freude an einer ironischen, bisweilen auch sarkastischen Beschreibung einzelner Klein-Ereignisse verdankten die Betrachtungen ihre anhaltende Beliebtheit. Fabrys geistige Heimat ist der klassische Idealismus; hier finden sich die Wurzeln seiner launischen oft kritischen Betrachtungen. Die Herausgeber erachten es als erfreulich und sinnvoll, die niedergelegten „(Un)Zeitgemäßen Betrachtungen“ in dieser zusammengefassten Form samt der gesammelten Leserschriften der Nachwelt zu erhalten. Dabei sollte die aufgezeigte Thematik der einzelnen Glossen sprachlich wie sachlich immer vor dem jeweiligen Zeithintergrund gesehen werden. Eine nachträgliche moralisierende Wertung verbietet sich von selbst.

Hermann Rink Hassiae, Gothiae*, Rhenaniae Bonn
Hans-Reinhard Koch Hassiae, Rhenaniae Bonn

Verlagsanzeige

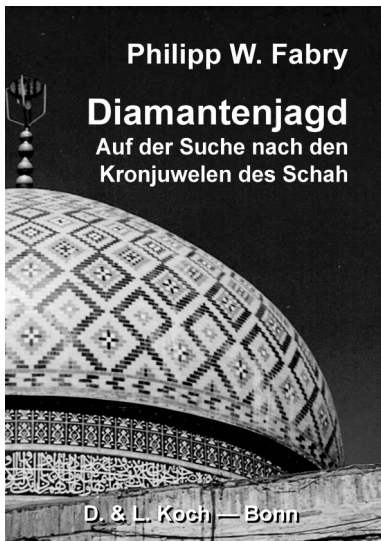
Philipp W. Fabry Diamantenjagd.

Auf der Suche nach den Kronjuwelen des Schah.

D. & L. Koch Verlag: Bonn 2017 – 384 Seiten, eine Karte, 14,90 €
ISBN 978-3-9815935-6-3

Zu bestellen im Buchhandel oder direkt unter: www.dlkoch-verlag.de

Der Gießener Hesse und Jenenser Thüringer Philipp Fabry hat auf der Grundlage seiner Erlebnisse im mittleren Osten einen spannenden Agenten-Thriller geschrieben, dessen Lektüre wir allen Interessierten ans Herz legen wollen:



Der deutsch-mexikanische Agent Carlos der englischen Agentur Argus Overseas wird mit einem gefährlichen Auftrag in den Iran entsandt. Er soll im Auftrag der iranischen Regierung die unermesslich wertvollen Stücke der persischen Kronjuwelen – darunter den „Darya-ye-Nur“, einen der größten jemals geschliffenen Diamanten – wieder beschaffen, die in den Wirren der islamischen Revolution von Mudschaheddin aus der iranischen Staatsbank gestohlen wurden, um damit Terroranschläge zu finanzieren. Carlos verfolgt mit seinem iranischen Gefährten Hassan die Fährte der Juwelen im Osten Irans, in Pakistan, Afghanistan und den Emiraten. Ihre Suche führt sie durch unwegsame Wüsten, verlassene Karawansereien,

schiitische Pilgerstätten, malerische Basare, entlegene Drogenforts, heruntergekommene Kaschemmen und luxuriöse Hotels. Die Geschichte erfährt schließlich in Paris, dem Zufluchtsort der Mudschaheddin, ihr dramatisches Ende.

Fabry kann alle Schauplätze aus eigener Anschauung schildern und entwirft ein spannendes Bild der politischen und sozialen Verhältnisse der beschriebenen Länder, in dem auch die Kulturgeschichte der Region nicht zu kurz kommt.